

»Es gibt kein angeborenes Lese-Gen«

Im BuB-Interview spricht Professorin Christine Garbe über lesefaule Jungen und die Bedeutung von Büchern für die geistige Entwicklung

Obwohl Lesen als Motor der sprachlichen Entwicklung gilt, boten die PISA-Studien ein aufrüttelndes Bild: Ein Blick auf die sogenannten »Risikoschüler« der PISA-Studien zeigte, dass die Jungen in der Lesekompetenz deutlich hinter den Mädchen lagen. In den 2009 untersuchten 67 Ländern lasen die Mädchen im Durchschnitt ein ganzes Schuljahr besser als die Jungen! Seither hat sich einiges in der Leseförderung getan – jedoch nicht genug, findet Christine Garbe, Professorin an der Universität zu Köln. An ihrem Lehrstuhl für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik beschäftigt sie sich intensiv mit der geschlechterdifferenzierenden Leseforschung und setzt sich in verschiedenen nationalen und internationalen Projekten für die Leseförderung ein. Im Interview mit BuB-Redakteurin Elisabeth Weidling nennt sie Gründe dafür, warum viele Jungen so ungern zum Buch greifen und erklärt, wie eine gelungene Leseförderung aussehen sollte. Aus der Sicht der aktuellen Forschung gebe es kein »Lese-Gen«, sondern vielmehr sozio-kulturell bedingte Geschlechterunterschiede, die sich auch im Altersverlauf verändern.

BuB: *Frau Professorin Garbe, warum ist Lesen Ihrer Meinung nach so wichtig?*

Professorin Christine Garbe: Wie wir seit PISA wissen, ist Lesen die Basiskompetenz für alle Arten von Lernen – in der Schule und später in allen Lebensbereichen. Wenn man die kindliche Entwicklung betrachtet, dann sind erstens die Sprachentwicklung und zweitens der Schriftspracherwerb ganz entscheidende Motoren der gesamten geistigen Entwicklung.

Wann sollte mit dem Vorlesen begonnen werden?

So früh wie möglich. Zurzeit läuft das bundesweite Projekt »Lesestart – Drei Meilensteine für das Lesen« von der Stiftung Lesen (www.lesestart.de), das auf die frühkindliche Leseförderung abzielt. Am Ende des ersten Lebensjahres ihres Kindes bekommen Eltern im Rahmen der U6 vom Kinderarzt ein Lesestart-Set über-

reicht und werden über die Bedeutung der familiären Leseförderung aufgeklärt. Wenn die Kinder drei sind, wird das zweite Lesestart-Set durch die Bibliotheken überreicht und das dritte Set wird bei der Einschulung durch die Grundschulen verteilt. Ich selbst bin in die wissenschaftliche Beratung und Evaluation dieses vom BMBF geförderten Projektes eingebunden.

Welchen Vorteil hat die frühzeitige Leseförderung konkret für das Kind?

In der Vorschulzeit werden ganz wichtige Weichenstellungen vollzogen. Kinder, denen sehr viel vorgelesen wird, entwickeln einen reichhaltigeren Wortschatz als Kinder, die nur Alltagskommunikation erleben in der Familie. Wir wissen, dass diejenigen, die eine gute Frühförderung genießen, mit einem doppelt oder sogar dreifach so großen Wortschatz in die Schule eintreten wie ihre nicht geförderten Altersgenossen. Das ist ein Vorsprung, der später nie wieder wirklich aufgeholt werden kann.

Neben der sprachlichen und kognitiven fördert Lesen auch die sozial-emotionale Entwicklung. Wie funktioniert das?

Insbesondere durch das Lesen von Belletristik, also fiktionalem Lesestoff. Weil



Professorin Christine Garbe hat sich ausführlich mit der genderdifferenzierenden Leseforschung beschäftigt. Nach ihren Beobachtungen lernen Jungen sehr früh, dass Lesen etwas typisch »weibliches« ist. Foto: Garbe



Unter den Lesemuffeln sind häufiger Jungen als Mädchen, letzteren bedeutet das Lesen mehr.

Fotos: Rebecca Seemann

es hier darum geht, am Schicksal anderer Menschen oder genauer: literarischer Figuren teilzuhaben, also Empathie zu entwickeln. Diese Perspektivenübernahme hilft den Lesenden, ihre Weltorientierung zu erweitern. Im Sinne von Fremdverstehen, von Identitätsbildung und von moralischer Entwicklung bietet Literatur ein Reservoir, das wir sonst so ohne Weiteres nicht zur Verfügung hätten.

In welchem Zeitfenster können Kinder, insbesondere Jungen, die ja bekanntlich häufiger lesefaul als Mädchen sind, für Bücher begeistert werden?

Ein guter Zeitpunkt, zu dem man wirklich auch noch die Jungen gut erreichen kann, ist in der Grundschule und der frühen Sekundarstufe, besonders in den Klassen 3 bis 6. In diesen vier Jahren liegt das Zeitfenster, in dem Kinder das lustvolle Lesen für sich entdecken sollten. Das setzt voraus, dass sie Lesen und Schreiben gelernt haben. In dieser Zeit entwickelt sich normalerweise die Leseflüssigkeit, eine gewisse Automatisierung der Leseprozesse stellt sich ein. Das ist das Alter, in dem man besonders disponiert ist, sich völlig in einem Buch zu verlieren.

Kann man sagen, ab einem gewissen Zeitpunkt ist Hopfen und Malz verloren?

Nein, das würde ich nie sagen, aber es gibt günstige »Zeitfenster« für die Leseförderung. Im Alter von acht bis zwölf Jahren bilden sich die ersten stabilen Lesegewohnheiten aus. Danach wird es schwieriger. Wenn die Kinder erstmal in der Pubertät sind, gewinnen peer-groups an Bedeutung, sie orientieren sich stärker an Gleichaltrigen. Schulen sollten den beschriebenen Zeitraum zur Leseförderung in Kooperation mit Bibliotheken unbedingt nutzen.

Für wie wichtig halten Sie lesende männliche Vorbilder?

Die sind gerade in der Kindheit und Vorpubertät sicherlich erfolgversprechend und werden in vielen Leseförderformaten berücksichtigt. Das können männliche Idole sein wie Fußballspieler oder andere Stars, die als sehr männlich wahrgenommen werden. Wir haben Leseförderformate entwickelt, bei denen an ungewöhnlichen Orten gelesen wird – etwa sind wir mit Schulklassen zur Polizei gegangen und die Polizisten haben vorgelesen.

Was ist in der Genderforschung über die Geschlechter in Bezug auf Lesen bekannt?

Die empirische Forschung beschäftigt sich seit rund 40 Jahren systematisch mit Lesegewohnheiten und -verhalten von Männern und Frauen. Seither ist ein stabiler Befund, dass Mädchen und Jungen

Jungen interessierten sich immer schon für abenteuerliche Stoffe, für Herausforderung, Kampf, Krieg und Heldengeschichten. Sie identifizieren sich gerne mit großen Helden beziehungsweise mit Jungen, die zu Helden heranreifen.

sich unterscheiden. Mädchen lesen für gewöhnlich mehr und häufiger als Jungen. Sie lesen anderes, bevorzugen also andere Stoffe. Und sie lesen häufig sehr viel stärker emotional involviert. Jungen lesen eher sachlich und nüchtern. Mädchen bedeutet Lesen mehr, sie lesen mit größerer Lesefreude und Motivation. Der letzte Punkt folgt aus den ersten vier Punkten: Mädchen lesen auch besser. Das ist ja insbesondere das Ergebnis der PISA-Studien – in den untersuchten 67 Ländern dieser

Erde lasen die Mädchen bei PISA 2009 im Durchschnitt ein ganzes Schuljahr besser als die Jungen.

Gibt es ein Lese-Gen, das Mädchen in der Tendenz zu Bücherwürmern und Jungen zu Lesemuffeln macht?

Nach all unseren Erkenntnissen liegt das nicht an einem angeborenen Lese-Gen, das gibt es nicht (*lacht*). Genauere Untersuchungen zeigen, dass die Lesekompetenz sehr stark zusammenhängt mit der Lesemotivation oder mit dem Leseeengagement, wie wir das nennen, und darüber vermittelt natürlich mit der Lesep Praxis. Wenn man sagt, die Freude am Lesen führt dazu, dass mehr gelesen wird und mit einer größeren inneren Anteilnahme, entwickelt sich auch die Lesekompetenz besser.

Warum hinken die Jungen denn in Sachen Lesen hinterher?

Dafür gibt es viele Gründe. In unserem Kulturkreis liegt die frühkindliche Lesesozialisation seit dem späten 18. Jahrhundert sehr stark in weiblicher Hand. Frauen sind seit der »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« in erster Linie zuständig für die Kindererziehung. Wenn die Kinder in den Kindergarten kommen, werden sie überwiegend von weiblichen Erzieherinnen betreut; dies ist seit dem späten 19. Jahrhundert so. In den Grundschulen arbeiten nun in den letzten Jahrzehnten überwiegend weibliche Lehrkräfte, die die ganze frühe literarische Sozialisation betreuen. Wir nennen das die »Feminisierung der Lesekultur«.

Bedeutet das, die Jungen erhalten den Eindruck, Lesen sei eine weibliche Tätigkeit?

Ja, dazu kommt, dass die Konkurrenzmedien – die audiovisuellen und die di-

gitalen, vor allem die Computermedien – sehr viel stärker von Männern bevorzugt werden und dass Jungen sehr häufig dann gerade in ihren peer-groups wahrnehmen, dass Jungen, Männer, Brüder, Väter, Onkel und so weiter sehr viel stärker am Computer orientiert sind, sodass dies als eine männliche Tätigkeit erscheint. Das attraktivste Medium für Jungen sind Computerspiele und Videospiele. Die haben dem Fernsehen mittlerweile den Rang abgelassen. Sie sprechen offenbar fast durchgängig typisch »männliche« Interessen an. Deswegen glaube ich, dass wir von Computerspielen eine Menge lernen können für eine geschlechterdifferenzierende Leseförderung. Weil wir dort sehen können, welche Genres für Jungen interessant sind.

Welche Genres bevorzugen Jungen?

Ganz häufig sind das Fantasy-Spiele, Adventure-Games, Strategie- und Geschicklichkeitsspiele und natürlich Kriegsspiele bis hin zu den so verpönten Ego-Shootern. All diese Dinge sind sehr typisch für das, was Männer schon immer interessiert hat, in der Medienauswahl und hinsichtlich der Lesestoffe. Ganz grob gesagt kann man feststellen: Mädchen interessieren sich stärker für psychologische und für problemorientierte Geschichten. Sie wollen etwas über ihre unmittelbare Nahwelt erfahren, über die Beziehungen, die in ihrem Alltag Relevanz haben. All diese Dinge, die mit Introspektion zu tun haben und mit Empathie, sind für Jungen herzlich uninteressant.

Das gilt doch nicht für alle Jungen, oder?

Nein, diese Aussagen basieren auf statistischen Durchschnittswerten und bergen natürlich auch die Gefahr, selbst wieder stereotypisierend zu wirken. Geschlechtsspezifische Präferenzen gelten niemals für jedes einzelne Mädchen und für jeden

Wer das Lesen vermeidet, lernt auch nicht die elementaren Leseprozesse zu automatisieren. Wenn Lesen ausgesprochen mühevoll ist, dann wird man es weiterhin vermeiden – und bleibt abgehängt.

einzelnen Jungen, aber als Tendenzen sind das gültige Beschreibungen. Jungen interessierten sich immer schon für abenteuerliche Stoffe, für Herausforderung, Kampf, Krieg und Heldengeschichten. Sie identifizieren sich gerne mit großen Helden beziehungsweise mit Jungen, die zu Helden heranreifen, wie etwa Harry Potter. Alle

populären Stoffe der letzten Jahre sind nach folgendem Muster gestrickt: Der Heldenreise, bei der einen zunächst unscheinbaren Kerl der Ruf des Abenteurers ereilt und er zu Großem berufen ist, dazu also, ein ganzes Reich oder gar die ganze Welt zu retten.

Gibt es noch weitere beliebte Erzählmuster, die Jungen ansprechen?

Das zweite Grundmuster, das sehr populär ist, stellt den Antihelden ins Zentrum. Nicht der Held, sondern der Narr, der Schelm, erhält Aufmerksamkeit. Das aktuell populärste Beispiel dafür ist der Comicroman »Gregs Tagebuch«. Ähnliche Muster finden Sie in Zeichentrickfilmen, die Jungen gerne nachmittags auf den privaten Kanälen ansehen: »Die Simpsons«, »Der rosarote Panther«, »Sponge Bob« oder »Oggy und die Kakerlaken« – es gibt ganz viele solcher populärer Serien. Den Hauptdarstellern passieren immer Missgeschicke. Der gemeinsame Nenner ist, dass alles das, was Jungen gerne mögen, nicht in der Schule vorkommt.

Ist der schulische Kanon, der wenig Jugendliteratur enthält, nicht ohnehin eher etwas abschreckend für Jugendliche?

Das ist natürlich ein generelles Problem, dass der klassische Literaturunterricht eher Leseinteressen verstellt als aufbaut, aber das gilt noch stärker für Jungen als für Mädchen. Mädchen finden doch eher in dem schulischen Angebot Bücher, die für sie interessant sind. Die psychologische oder problemorientierte Literatur oder später dann die ästhetisch anspruchsvolle Literatur entspricht nicht gerade den Jungeninteressen, sodass Jungen sowohl in der Familie als auch im Kindergarten und in der Schule immer lernen: Lesen ist nichts für mich.

Jungen konkurrieren in der Regel stärker als Mädchen miteinander. Würden Sie die These unterstützen, dass Jungen Computerspiele vorziehen, weil sie sich dort Bestätigung holen können und Erfolgserlebnisse haben, was bei Büchern nicht unbedingt der Fall ist?

Diese These vertere ich in der Tat. Ein Vorteil von Computerspielen ist, dass der Spieler das Schwierigkeitslevel selbst regulieren kann. Man spielt erstmal auf dem untersten Level und wenn man da erfolgreich war, dann steigert man den Schwierigkeitsgrad. Und das lässt sich so regulieren, dass man eigentlich immer Erfolgserlebnisse hat.

Wenn wir – wie Sie vorgeschlagen haben – versuchen, von den Computerspielen für die

geschlechterdifferenzierende Leseförderung zu lernen, dann sollte auch die Frage nach dem Anforderungsniveau nicht außer Acht gelassen werden.

Ja, und die führt zur Frage nach der Lesekompetenz. Wenn wir Mädchen haben, die schon in der vorschulischen Zeit motiviert worden sind zum Lesen, ist das ein Selbstläufer. Wer gerne liest, liest viel, wer viel liest, liest immer besser. Der umgekehrte Fall ist ein Teufelskreis: Wer das Lesen vermeidet, lernt auch nicht die elementaren Leseprozesse zu automatisieren. Wenn Lesen ausgesprochen mühevoll ist,

Auch die Jungen miteinzubeziehen in die Gestaltung und die Anschaffungspolitik von Bibliotheken halte ich für sinnvoll. Das erhöht die Chance, ihren Geschmack zu treffen.

dann wird man es weiterhin vermeiden – und bleibt abgehängt. Dieser Mechanismus läuft häufiger bei Jungen ab.

In der Leseförderung interessante Bücher zu präsentieren genügt also nicht?

Der Aspekt der Bücherauswahl ist zwar sehr wichtig, und hier setzt die Arbeit der Bibliotheken und Schulen in der Leseförderung an. Gleichzeitig muss aber sichergestellt werden, dass Jungen eine gewisse Lesekompetenz erreichen. Wir sprechen dann von einer Automatisierung in den elementaren Leseprozessen, wenn Schüler eine gewisse Geschwindigkeit sowie Lesegenauigkeit erreicht haben. Erst wenn – wie im Computerspiel – ein gewisses Level erreicht ist, beginnt das Ganze Spaß zu machen. Die Schule muss das durch Leseflüssigkeitstrainings sicherstellen. Erst dann sollte der nächste Schritt folgen, bei dem Schüler gezielt durch Programme wie Leseolympiaden zum Viellesen animiert werden.

Die Auswahl an Büchern ist groß, der Fantasy-Markt boomt – wie finden sich Lehrer und Eltern da zurecht?

Ein reichhaltiges Angebot zu machen an unterschiedlichen Büchern – bei Comics und Mangas angefangen über Sachbücher bis hin zu Belletristik, in allen unterschiedlichen thematischen Bereichen, Genres und Schwierigkeitsstufen – das ist etwas, was Deutschlehrkräfte oft überfordert. Ihnen fehlt, ebenso wie den Eltern, in der Regel der Überblick über das aktuelle Bücherangebot und teils auch das Wissen über die Präferenzen der Jungen. Es ist daher ganz wichtig, dass Bibliothe-

ken und Schulen kooperieren und Bibliothekarinnen und Bibliothekare mit ihren Kompetenzen Eltern und Lehrer beraten. Ich selbst baue aktuell eine Homepage auf mit dem Titel »Boys & Books« (die später auch auf Englisch erscheinen soll), auf der wir forschungsgestützt solche Leseempfehlungen für die Leseförderung von acht- bis achtzehnjährigen Jungen geben wollen; sie wird noch dieses Jahr online gehen.

Nach PISA ging ein Aufschrei durch die Republik – es wurde von der Bildungskrise der Jungen gesprochen. Wurde in der Zwischenzeit genügend gegen diesen Negativtrend unternommen?

Einiges, aber bei Weitem noch nicht genug. Im Bereich der Forschung haben wir noch viele Lücken und vor allem im Bereich der praktischen Umsetzung könnte ich mir noch sehr viel mehr Unterstützung der Bildungspolitik vorstellen. Ich denke, der Negativtrend hält nach wie vor an. Wir haben unter den sogenannten Bildungsverlierern heutzutage zwei Drittel Jungen und ein Drittel Mädchen – gerade in den unteren Niveaus der Lesekompetenz, die bei PISA als »mangelhaft« gewertet werden.

Wer gehört zu den »Bildungsverlierern« und woher kommen sie?

Viele kommen aus sozioökonomisch schwachen beziehungsweise bildungsfernen Familien, oft auch mit Migrationshintergrund. Sie haben mit der deutschen Sprache Schwierigkeiten, was natürlich auch Probleme mit dem Lesen mit sich bringt. Ein großer Teil entstammt den unteren Schulformen, wie Förder-, Haupt- und zunehmend auch Realschule. Eine erfolgreiche Lesesozialisation ist hierzulande stark abhängig vom Elternhaus. Wir sagen in der Forschung, die Familie ist die wichtigste Instanz der Lesesozialisation. Das ist eigentlich tragisch, weil die Kinder nichts dafür können, dass sie in bildungsfernen Familien aufwachsen. Der Schule kommt daher eine große Aufgabe in der kompensatorischen Leseförderung zu und die wird noch lange nicht optimal wahrgenommen. Im Gymnasium finden wir für gewöhnlich die Mittelschichtkinder, die eine gute familiäre Förderung genossen haben.

Hörbücher und E-Books halten ja heutzutage Einzug in Bibliotheken – bieten sie eine Chance für die abgehängten Jungen, doch noch den Zugang zum Lesen zu finden?

E-Books sind ein neues Phänomen, zu dem noch keine Untersuchungen vorliegen. Hörbücher sind ein Stück weit

Prof. Christine Garbe, erstes und zweites Staatsexamen für das Höhere Lehramt Deutsch, Geschichte und Sozialkunde, Promotion an der FU Berlin, lehrte als Professorin von 1996 bis 2010 an der Leuphana Universität Lüneburg Literaturwissenschaft und -didaktik sowie Sprache und Kommunikation. Seit dem Wintersemester 2010 ist sie Professorin für Literaturwissenschaft und -didaktik (Schwerpunkt Lese- und Mediensozialisation) an der Universität zu Köln (Nachfolge auf dem Lehrstuhl von Prof. Bettina Hurrelmann). Arbeitsschwerpunkte in Lehre und Forschung sind Literarische Sozialisation und (geschlechterdifferenzierende) Leseforschung, Mediensozialisation und empirische Rezeptionsforschung; Kinder- und Jugendliteraturforschung; literaturwissenschaftliche Frauen- und Genderforschung zum 18. bis 21. Jahrhundert. – Kontakt: christine.garbe@uni-koeln.de

hilfreich. Sie leisten einen Zugang zu Geschichten und fördern die Vorstellungsbildung, also die Fähigkeit, Sprache in Bilder umzusetzen, allerdings fördern sie nicht die Lesekompetenz im engeren Sinne. Denn sie ersparen die Mühen des Lesens durch das Zuhören. Es gibt aber schon Leseförderansätze, bei denen schwache Leser gefördert werden, indem man ihnen ein Hörbuch gibt und sie gleichzeitig animiert, den Text mitzulesen, damit sie in

Fast alle Mädchen wollen Prinzessinnen sein und fast alle Jungen Superhelden. Ich würde dazu raten, Kinder wirklich die Lesestoffe lesen zu lassen, die sie interessieren. Im Sinne der Leseförderung ist es wichtig, dass die Kinder den Lesestoff entdecken, den sie toll finden.

einen Lesefluss hineinkommen. Das setzt voraus, dass sie wirklich diese geistige Anstrengung mitvollziehen. Solche Ansätze sind durchaus vielversprechend.

Wie sollte eine Bibliothek denn gestaltet sein, in der sich Jungen wohl fühlen?

Sie sollte eigene Regale und Lesecken für Jungen haben, Bereiche also, in denen sie nicht mit Mädchen zusammen gesehen werden können. Auch die Jungen miteinzubeziehen in die Gestaltung und die Anschaffungspolitik von Bibliotheken halte ich für sinnvoll. Das erhöht die Chance, ihren Geschmack zu treffen.

Denken Sie, dass in dieser ganzen Diskussion überhaupt unbedingt nach Geschlechtern unterschieden werden sollte?

Das ist eine Altersfrage. Von den Acht- bis Zwölfjährigen wissen wir, dass sie sehr genderstereotyp sind. Fast alle Mädchen wollen Prinzessinnen sein und fast alle Jungen Superhelden. Ich würde dazu raten, Kinder wirklich die Lesestoffe lesen zu lassen, die sie interessieren. Im Sinne der Leseförderung ist es wichtig, dass die Kinder den Lesestoff entdecken, den sie toll finden. Die in diesem Alter oft sehr klischeehaften Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit differenzieren sich aus mit der weiteren Entwicklung im kognitiven und auch im sozial-emotionalen Bereich. In der Adoleszenz gibt es dann in der Regel eine Annäherung der Geschlechter und eine Überwindung der krass stereotypen Vorstellungen vom eigenen und vom anderen Geschlecht.